

Auf dem Höhepunkt der Proteste gegen den Vietnam-Krieg, deren bejubelter Barde er mit seinem Song über die vier erschossenen Demonstranten von Ohio geworden war, tourte Neil Young durch Amerika. Eines Abends, es war gerade Wahlkampf, lag er auf dem Bett eines Hotelzimmers im Nirgendwo und schaltete den Fernseher an. Die Nachrichten zeigten Richard Nixon, die Hassfigur der Bewegung, den Kriegstreiber, diesen machtvorwesenden amerikanischen Präsidenten, wie er aus einem Krankenhaus trat und, ohne zu winken, mit versteinerntem Gesicht in eine Limousine stieg. Der Sprecher sagte, dass Richard Nixon seinen Vater besucht habe, der im Sterben liege.

In derselben Nacht, auf dem Hotelbett, schrieb Neil Young „Campaigner“, das einiges seiner rührendsten Lieder ist: ein Lied für Richard Nixon. „I am a lonely visitor“, hebt es in der Ich-Form an, also singt Neil Young auch oder nur über sich selbst: Ich bin ein einsamer Besucher, „I came too late to cause a stir“, ich bin zu spät gekommen, um etwas zu bewirken, um Aufsehen zu verursachen, Aufmerksamkeit, „Thought I campaigned all my life towards that goal“, obwohl ich mein ganzes Leben für dieses Ziel gekämpft, mich bemüht, wörtlich: „campaigned“ habe, worin natürlich die Kampagne, die Wahlkampagne anklängt und der Präsident also doch mitgemeint ist. „I hardly slept the night you wept“, ich hab kaum geschlafen in der Nacht, als du weinst, „Our secret’s save and still well kept“, unser Geheimnis gilt und ist gut behütet, und dann die zwei berühmten, 1972 geradzu anstoßigen Zeilen, die Neil Young nach den folgenden Strophen als winzigen Refrain wiederholen wird: „Where even Richard Nixon has got soul“, wo selbst Richard Nixon Seel hat, der Feind, der Lügner, der fürchterliche amerikanische Präsident, Seele ohne Artikel im Sinne von beseelt: „Even Richard Nixon has got soul.“

Wer wie ich heute seinen fünfzigsten Geburtstag feiert, darf sich vielleicht die Freiheit nehmen, allgemein zu werden. Er darf die Frage stellen: Was ist wichtig im Leben? Wirklich wichtig, meine ich. Wenn man sich für die Antwort auch nur wenige Sekunden Zeit nimmt, wird man beobachten, wie vor dem inneren Auge ein Gegenstand nach dem anderen wegfällt, der uns im Alltag umtreibt, über den wir nachdenken, über den wir uns mit Freunden oder in der Öffentlichkeit die Köpfe heißreden.

Dass Fußball nicht wirklich wichtig ist, wird sogar ein Fußballer zugeben, und selbst ein Spekulant wird sich bei klarem Verstand bewusst sein, dass es Wichtigeres gibt als Geld. Mode, Freizeit, Spaß? Quatsch. Der Streit mit dem Arbeitskollegen, eine verwehrte Beförderung, bei Schriftstellern der Ärger über eine Rezension? Nein, wirklich nicht. Die Schlagzeilen vom Tag, also gerade etwa die gescheiterten Janaika-Verhandlungen? Sicher, Politik berühr unmittelbar unser Leben; aber ob wir nun in Deutschland diese oder jene Regierung bekommen, das ist – zum Glück!, weil es keine Frage mehr von Krieg und Frieden ist, keine Frage des nackten Überlebens wie in anderen Ländern der Welt, von Freiheit oder Unfreiheit –, das ist nicht unseres Glücks Unterpfand.

Ich bin ja frech und habe immer so meine komischen Gedanken, wenn die Nachrichten wichtige Leute zeigen. Dann interessieren mich zum Beispiel die müden, abgespannten Gesichter nach Stunden- und nächtelangen Verhandlungen und wie die Münzer jedes Wort vor den Mikrofonen abwägen. Ich denke, Gott, die Armen, nun haben sie sich bis zur physischen Er schöpfung, wahrscheinlich über Wutanstöße und Nervenzusammenbrüche hinweg, von denen wir Fernsehzuschauer nie erfahren, über Wochen um eine Verhandlungslösung bemüht, und am Ende treten sie doch mit leeren Händen vors Volk.

Ich stelle mir vor, wie jeder der Politiker nach seiner letzten Erklärung in eine Limousine steigt, und da ist es schon Montag Morgen um drei. Und zu Hause schlafen die beiden Töchter, an deren Bett der Politiker von den wenigen Stunden eingerollten Schlaf tritt, um ihnen einen Kuss auf die Stirn zu drücken, oder es schwelt ein Ehestreit, der aus welchem Grund auch immer ausgerechnet in der letzten Sondierungsnacht ausbricht, sagen wir, die Frau verkündet, sie ziehe aus – und von einer auf die andere Sekunde ist der Politiker in einer Situation katapultiert, die natürlich viel wichtiger ist, das Ende einer langen Liebe, die Auflösung der Familie, die Frage, nicht, wie es mit Deutschland, sondern ganz konkret mit seinem Leben und dem Leben seiner Kinder weitergeht. Vielleicht hat der Politiker auf der Rückbank seines Dienstwagens unter den vielen Mails auch die Nachricht seiner Schwester vorgefunden, die andere Daten enthält als die aktuelle Meinungsumfrage, nämlich Kreislauf, Sauerstoff, Quickwert, Kohlendioxid, HB, Herzfrequenz, und am Morgen besucht der Politiker den Vater noch in aller Früh, I am a lonely visitor, desinfiziert sich vor einer Tür aus Milchglas die Hände, zieht sich einen grünen Kittel, Plastikhandschuhe, Maske, Haube über und tritt in das wahre, intensive Leben ein, I came too late to cause a stir, bevor er weiter in die Parteizentrale gefahren wird, wo er wieder vor die Kameras tritt: Our secret’s save and still well kept.

Jeder würde verstehen, der ein Herz in der Brust trägt und keinen Klumpen Erde, die Parteidreiecke, die Vertreter der anderen Parteien, auch die meisten Journalisten, dass so etwas: der sterbende Vater, eine Scheidung oder auch nur der ruhige Schlaf der Kinder, einen Menschen mehr bewegt, tiefer erschüttert als alles, worüber den ganzen Tag geredet wird.

Man würde nicht aufhören zu streiten, für seine politischen Anliegen oder persönlichen Zielen zu kämpfen, selbstverständlich würde man fortfahren, warum denn auch nicht? Aber selbst dem politischen Gegner würde für einen Augenblick oder vielleicht ein paar Stunden klarwerden, dass dies, was hier ist, jetzt im Sitzungssaal, gleich vor den Kameränen nicht das Wichtigste im Leben ist. Was ist es dann, nein, nicht für Deutschland, nicht für Europa, sondern für jeden Einzelnen von uns?

Die Antwort ist so banal, zugleich so evident, dass man sie kaum aussprechen mag. Denn sie läuft auf die üblichen Wünsche hinaus: Gesundheit, Familie, Arbeit, einen Partner, der verlässlich ist und einen zurückliest; Geld nicht, aber doch ein Auskommen, von dem man in Würde leben kann; Freunde. In manchen Ländern ist das Wichtigste noch schlichter: sauberes Wasser, genügend Nahrung, ein Dach über Kopf und Heizung im Winter, Frieden, ein Staat, der einen, wenn schon nicht schützt, dann wenigstens in Ruhe lässt. Manche würden noch Gott anführen, der ihnen näher als die eigene Herzschlagader sei, die jenseitige Existenz; andere oder dieselben Menschen auch Musik oder Literatur.

Aber Glauben oder Kunst sind schon nicht mehr von allgemeiner Dringlichkeit wie ein Laib Brot, Sterben oder eine Ehe, die zerbricht, sondern nur für manche von uns wesentlich. Das Allgemeine ist stets das Einfache, das Konkrete, das physisch Erfahrbare, das, was sich von selbst zu verstehen scheint. In Predigten gerät es deshalb leicht zum Sermon, aber im Grunde handelt die große Literatur seit jeher von nichts anderem, von Geburt und Tod, Liebe und Verrat, Schmerz und Hunger; oder sie führt vor, wie nebenschönlich das meiste andere ist. Und gerade in den Ländern und den Zeiten, in denen bereits die elementaren Bedürfnisse durch Krieg, Terror und wirtschaftliche Not verwöhrt bleiben, erinnert sie daran, dass nichts an unserem Dasein, nicht einmal der eigene Atem, selbstverständlich ist. „Nichtsahnend ging ich aus dem Haus, als ...“ ist das Urmotiv mindestens der romantischen, wenn nicht aller Literatur. Literatur ist stets der Einbruch einer Wirk-

lichkeit in unseren traumwandlerischen Alltag.

Wie Sie vielleicht wissen, bin ich viel auf Reisen und komme dann oft in Gebiete, in denen Krieg, Terror und Not herrscht. Gerade erst bin ich für den „Spiegel“ durch den Osten Europas bis nach Iran gefahren und stand nacheinander an drei Fronten, in der Ostukraine, im Norden Georgiens und in Bergkarabach. Man trägt dann auch als Berichterstatter, der noch nie eine Waffe in der Hand gehalten hat, einen Helm und eine schwere Schutzweste und sieht damit, nun, nicht martialisch, aber doch ziemlich unentspannt aus.

Dabei passiert in so einem Schützengraben nicht viel, wenn nicht gerade eine Schlacht tobtd oder wieder mal ein Scharfmützel. Man hockt neben den Soldaten, die zusätzlich zu Schutzweste und Helm auch ein Sturmgewehr tragen, gibt Acht, dass man nicht aus der Deckung der Sandäcke und Erdhügel gerät, und hat eigentlich Zeit. Ja, man hat Zeit. Die Soldaten langweilen sich ja besonders häufig ausgezeichnet im Krieg. Man fängt an zu plaudern, nein, nicht nur über die Gefechtslage, sondern über alles Mögliche, übers Wetter, über die gekaufte Weltmeisterschaft in Qatar, über Led Zeppelin.

Und warum auch immer habe ich mir angewöhnt, in einem Schützengraben zu fragen, was den Soldaten – fast überall junge Leute, achtzehn, zwanzig, fünfundzwanzig Jahre alt – am wichtigsten ist im Leben: Was sind eigentlich eure Ziele, eure Wünsche, eure Pläne, wenn der Krieg vorbei ist? Und ungelogen, egal, in welchem Krieg ich gerade bin, hört ich auf beiden Seiten der Front das Gleiche, das Übliche, das Einfachste: Gesundheit, Familie, eine gute Arbeit, Freunde. Dann frage ich die Rekruten – an vorderster Front dienen meistens Rekruten, denen keine Wahl blieb –, ob sie denn ernsthaft glauben, dass die Rekruten im gegenüberliegenden Schützengraben, dreihundert oder achthundert Meter entfernt und genauso jung wie sie, andere Wünsche haben als sie. Und zu meiner Verblüffung antworten die Rekruten im

Krieg oft mit „ja“. Ja, die anderen, die Feinde seien verblendet, seien hasserfüllt und wünschten sich nichts sehnlicher, als unser Land zu zerstören. Sie seien nicht wie wir. Wenn das Gespräch verebbt, murmele ich im Stillen dann jedesmal ein Lied: „Hospitals have made him cry / But there’s always a freeway in his eye / Though his beach got too crowded for a stroll / Roads stretch out like healthy veins / And wild gift horses strain the reins / Where even Richard Nixon has got soul.“

Ich habe auch einen kranken Vater, der heute nicht hier sein kann, und spreche das einfach mal aus. Und das ist nicht einmal alles, was gerade wichtiger im Leben ist als Erfolg. Und vor mir in der ersten Reihe – auch daran möchte ich erinnern, worüber sonst in Dank-, und Sonntagsreden verschämt hinweggegangen wird –, vor mir sitzen die Oberbürgermeisterin meiner Heimatstadt und der Präsident des Deutschen Bundestags, die um ein Haar ermordet worden wären und ihre Gesundheit verloren haben im öffentlichen Dienst. Nicht nur im Krieg, nicht nur in Diktaturen, auch im so gut behüteten Deutschland kann Politik eine Frage von Leben und Tod sein und müssen wir dankbar sein für Volksvertreter, die keine Sekunde lang mehr vergessen werden, was wichtig ist. Es ist keine kleine Sache, sondern heroisch, dass sie nicht verzagt haben, sondern ohne zu klagen fortgefahren sind mit ihrem Amt.

Als junger Mensch habe ich den Staat, der mich heute auszeichnet, nun, nicht bekämpft, aber ihn auf Demonstrationen gegen die atomare Aufrüstung als etwas Feindseliges wahrgenommen, mindestens als einen Gegner, der mir in Gestalt von ziemlich unentspannten Polizisten gegenübertrat. Schon damals, kaum zu fassen, mehr als mein halbes Leben ist es her, über mein heutiger Laudator politische Verantwortung aus. Und nicht nur das, er gehörte und gehört einer Partei an, die ich in meiner jugendlichen Maßlosigkeit für das Gottesherrn hielt. Sicher hat sich die Christdemokratie seither verändert, seit Alfred Dregger und Friedrich Zimmermann, mögen ihre Seelen in Frieden ruhen; und eine Bundesre-

publik Deutschland, die auch Einwanderer als Staatsbürger kennt, aus der Atomkraft aussteigt, bei allem Streit über das „Wie“ und „Wie viel“ Flüchtlinge aufnimmt und Homosexuelle nicht mehr diskriminiert, macht es mir leichter, mich mit ihr zu identifizieren.

Aber ein anderer geworden ist natürlich nicht der Staat; ein anderer geworden bin über die Jahre ich selbst, spätestens mit dem heutigen Tag ein irgendwie dann doch wohl Erwachsener mit differenzierter, manchmal sicherlich zu abwägenden Ansichten, ausgerechnet in der Erziehung empörend konservativen, wenn nicht sogar – ich sage nur „Internet“, ich sage nur „Ich-Kult“ – reaktionären Vorstellungen, Gott stehe meinen Töchtern bei, und einer tiefen Wertschätzung unseres Gemeinwesens. Nur leider ist es in der Politik nicht anders als in der Liebe: Erst wenn man erfährt, dass man sie verlieren könnte, beginnt man, um sie zu kämpfen. Und dann ist es häufig schon zu spät.

Die Mehrheit der Briten und insbesondere die jungen Briten haben den Wert Europas erst erkannt, als das Referendum über den Brexit aufgrund ihrer Desinteressen verloren war. Der Unmut in den ländlichen Regionen Amerikas und in den verarmten Industriezentren wurde ernst genommen erst, nachdem er Donald Trump ins Präsidentenamt getragen hatte. Als die Welt sich ums Klima zu sorgen begann, waren die notwendigen Klimaschutzziele bereits unrealistisch geworden. Der Krieg vor Europas Haustür, in Syrien und im Irak, wurde fünf Jahre ignoriert, bis seine Bomben auch in Berlin oder Brüssel explodierten und seine Flüchtlinge auf der Autobahn nach Deutschland marschierten. Und was Europa angeht, ist es jedenfalls allerhöchste Zeit, die Lähmung, die nationalen Egoismen zu überwinden, daher ist es schon auch ein Desaster, um das an dieser Stelle zu erwähnen, dass Deutschland keine Antwort auf die Vorschläge Emmanuel Macrons gegeben hat und aufgrund der gescheiterten Sondierungsverhandlungen bis auf weiteres nicht geben wird.

So wenig Deutschland ohne Finanzausgleich funktionieren würde oder die Wiedervereinigung ohne Solidaritätszuschlag, so wenig kann Europa ohne eine gemeinsame Finanzpolitik, ohne die Angleichung der Lebensverhältnisse und ohne demokratische Legitimation funktionieren. Und die Vereinigten Staaten von Europa jedenfalls im Blick zu haben ist keine spinngute Vision, sondern – ist das eigentlich vergessen? – der Auftrag unseres Grundgesetzes.

Unser Gemeinwesen ist weit davon entfernt, perfekt zu sein; das gilt für die Europäische Union genauso wie für die Bundesrepublik und erst recht für mein geliebtes Köln, dessen Desaster schon Legion sind, ob Brücken oder Bühnen, ob Archiv einsturz oder Silvesterparty, Kulturhauptstadt oder Messehallen. Und dennoch lohnt es sich, für ein funktionierendes Europa, ein europäisches Deutschland und ein offenes Köln zu streiten, zu demonstrieren und ja, sich aufzuporen.

Womöglich wird die Demokratie in Zeiten des islamistischen Terrors, der Verächtlichmachung des Staates von rechts und dramatischer Konflikte an den südlichen und östlichen Grenzen Europas wieder vermehrt auf Menschen angewiesen sein, die Opfer bringen oder gar Zeugen werden mit ihrem Blut. Aber selbst und gerade dann, wenn Gegnerschaft in Feindschaft umzuschlagen droht, gilt das Lied: Even Richard Nixon has got soul.

Wenn etwas einen demokratischen Rechtsstaat ausmacht, dann dies: dass er selbst denjenigen, die ihn bekämpfen, Rechte zubilligt, das Recht auf Unverehrtheit, das Recht auf juristischen Beistand, das Recht auf Eigentum, freie Meinungsäußerung, Privatsphäre, das Recht auf einen fairen und öffentlichen Prozess. Vor wenigen Tagen erst hat der Internationale Strafgerichtshof nach 523 Prozesstagen und der Vernehmung von 600 Zeugen sein gut begründetes Urteil gegen den Kriegsverbrecher Ratko Mladić gefällt – genau das ist Recht und nicht ein geheimer Schnellgericht, die Hinrichtung während einer Militäraktion oder ein Drohnenangriff.

Der Rechtsstaat gewährt sogar den Fremden dauerhaften oder vorübergehenden Schutz, den elementaren Rechte in ihrer Heimat verwehrt sind. Hinter diesem Universalismus – keines Menschen Würde ist antastbar – steht eine Idee, die erst mit den Propheten Israels in die Welt fand: die Gleichheit aller Menschen vor Gott. Das ist eine Besonderheit der monotheistischen Religionen, die sich auch in der griechischen Antike nicht findet, obwohl diese als Wiege der Demokratie gilt. In der Polis beruht die Freiheit der männlichen Bürger gerade auf der Unfreiheit der Sklaven, indem diese jenen die Arbeit übernehmen.

Säkularisiert ist die Gleichheit der Menschen der Kerngedanke der europäischen Aufklärung, möchte es in ihren Kernländern auch hundert, zweihundert Jahre dauern, bis die Sklaverei tatsächlich abschafft, der Kolonialismus überwunden war – und mag zumal die soziale Gleichheit im Sinne einer Chancengerechtigkeit bis heute allzu oft nur ein Ideal sein. Dennoch gilt es in Zeiten des Terrors, des Rechtspopulismus und der Kriege im Süden und Osten Europas daran zu erinnern, dass auch der Gegner oder einfach nur der Fremde aus einem Krankenhaus treten könnte, in dem sein Vater im Sterben liegt. Speziell der Auftrag der Literatur ist es nicht, den anderen zu verurteilen, und sei es der titulierte Extremist oder Barbar. Der Auftrag ist: zu verstehen, das heißt, zu versuchen, die Welt einmal mit seinen Augen zu sehen. Und im besten Falle verändert sich dadurch auch der eigene Blick. Die Einfühlung gelingt nicht immer, oder wenn sie gelingt, ist sie womöglich moralisch zweifelhaft, sagen

wir bei Massenmördern, Folterern oder Sadisten. Aber es liegt darin nichts Geringeres als das Ideal, das Jesus über den Gleichheitsgedanken hinaus vertreten hat: Liebe deinen Feind.

In einem der Kriege auf meiner Reise, in Bergkarabach, traf ich einen Pater, der an der Front gedient hatte. Es gelang mir nicht, ihm ein Wort des Mitgefühls zu entlocken für die Menschen, die ihre Heimat verloren hatten, einfache Hirten und Bauern, die zufällig die falsche Sprache hatten, das falsche Blut. Heimat?, fragt der Pater. Ja, Heimat, sage ich, für den Einzelnen sei es doch Heimat, wenn man an einem Ort geboren und aufgewachsen ist, egal, wer vor zweihundert oder zweitausend Jahren hier gelebt hat. Der Pater jedoch möchte nicht auf Einzelne eingehen, er sprach von den Vertriebenen nur als Kollektiv, das sein Volk vertrieben und massakriert habe. Ich versuchte es über die Feindseliebe, die das eigentlich Spezifische am Christentum sei: Was bedeutet sie an der Front? Wie auf einer Kanzel erhob der Pater die Stimme und erklärte feierlich, dass man als Christ niemals einen Krieg anfangen dürfe.

„Gut“, sagte ich, „aber wenn man nun einmal im Krieg ist – hat die Feindseliebe dann irgendeine Bedeutung?“ – „Wir mussten unser Land verteidigen gegen den Feind.“ – „Aber liebten Sie den Feind?“ – „Es gibt eine Regel“, sagte der Pater langsam und lehnte im Stehen den Oberkörper zurück, als verschaffte er sich damit Luft: „Der Feind muss wenigstens eine Chance bieten, damit man ihn liebt. Aber das tun die Türken nicht. Sie sind dazu erzogen worden, uns zu hassen, uns zu töten. Sie geben uns keine Chance, sie zu lieben.“

„Dann wäre es ja einfach!“, entfuhr es mir nicht sehr ehrfurchtsvoll: „Wenn der Feind Ihnen eine Chance böte, ihn zu lieben, dann wäre er kein Feind mehr. Das Besondere an Christus ist doch, dass er sagt, du sollst nicht nur deinen Nächsten lieben, sondern auch deinen Feind. Also den, der dich hast oder dir schaden will oder dich jedenfalls ablehnt. Den sollst du lieben. Ist das möglich?“

„Ja, wenn wir friedlich mit ihnen zusammenleben würden, also die verschiedenen Religionen, dann könnten wir sie auch lieben. Aber im Krieg geht das nicht.“ – „Warum nicht?“ – „Du kannst keinen Menschen töten, den du liebst.“ – „Und wie war das dann für Sie, als Sie an der Front waren?“ – „Wenn du dir in dem Augenblick, wo du auf jemanden ziilst, sagst, dass du ihn liebst, dann kannst du nicht abdrücken, das geht einfach nicht. So war das für mich. So ist das im Krieg.“

Mag sein, dass das Schicksal uns oder dann wahrscheinlich unsere Kinder oder Enkel wieder in Schützengräben führt, nicht nur mit einer Schutzweste und Helm, sondern auch mit einem Gewehr in der Hand: Nichtsahnend gehen sie aus dem Haus, als ... Ich hoffe es nicht und sehe gegenwärtig keine Anzeichen, aber nun gehört auch das zum Alterwerden eines jungen Friedensdemonstranten, dass er Kriege nicht mehr in jedem Fall und zu allen Zeiten für falsch hält. Der Faschismus hätte ohne Krieg besiegt werden können und der „Islamische“ Staat im Irak auch nicht. Und hätten sich, um einen der Kriege zu nehmen, die ich auf meiner letzten Reise besucht habe, die Ukrainer einfach damit abfinden sollen, dass Russland faktisch Teile ihres Landes besetzt? Welches Land wäre das Nächste gewesen?

Falsch war in allen drei Fällen die Politik, nicht zuletzt auch die westliche Politik, die den Krieg überhaupt erst notwendig gemacht hat. Mögen unsere Kinder oder Enkel, sollte die Politik sie mit in den Abgrund reißen, sich dennoch bewusst sein – die Großväter und Urgroßväter waren es selten genug –, dass die Rekruten im gegenüberliegenden Schützengraben, dreihundert oder achtundhundert Meter entfernt und genauso jung, die gleichen Wünsche haben wie sie, das Übelche, das Einfachste.

Aber es muss gar kein Krieg, kein Anschlag sein, damit man zu begreifen lernt, was im Leben wichtig ist. Die Wirklichkeit kann auch auf andere Weise über den Menschen hereinbrechen, Krankheit, Eltern, Liebesschmerz, die Geburt der Kinder; jedem von uns geschieht das, und für jeden ist es existentiell, auch wenn der Schicksalsschlag, von außen betrachtet, nur die gewöhnlichste Not ist. Dann verfolgt man, was ringsherum geschieht, am Arbeitsplatz, auf der Straße, in den Nachrichten, natürlich verfolgt man es. Man ist nicht über Wochen und Monate in Schockstarre. Auch das ist etwas, was ich im Krieg gelernt habe, eigentlich ist es sogar das, was mich in Kriegen interessiert: wenn der Ausnahmestandard zur Normalität wird. Dagegen anzuschreiben, dass der Leser ihn für normal hält. Der Vater, die Mutter soll nicht sterben, die Familie, die soll halten. Aber irgendwann sterben die Eltern, manche Familien gehen auseinander. Das geschieht. Manchmal stirbt sogar der Sohn vor der Mutter, das ist das Schlimmste, wie das Evangelium weiß. Den gesunden Menschenverstand sagt einem, dass man es nicht ändern kann. Die Religionen sagen, dass man es akzeptieren muss, dass es so sein soll, dass nicht der eigene, sondern ein höherer Wille geschieht. Dass auch das, was wir für schlecht halten, für ungerecht und grausam, im Grunde gut ist – dass es sein soll. Aber die Literatur, wenn sie sich schon nicht auflehnt, was ihr selten bekommt, will den Verlust wenigstens markieren und fühlt noch den Verlust des Feindes mit. Even ... hat gesagt.

Dies ist die Dankesrede, die der Schriftsteller Navid Kermani zur Verleihung des Staatspreises des Landes Nordrhein-Westfalen am Montag in Köln erhalten hat. Im Januar erscheint von ihm „Entlang den Gräben. Eine Reise durch das östliche Europa bis nach Isfahan“.

Was uns mit Nixon verbindet

Dass es wichtigere Dinge gibt als Geld oder Erfolg, das sagt sich so leicht. Welche sind es denn eigentlich? Es sind für alle die gleichen. Gedanken über das Leben am Abend meines fünfzigsten Geburtstages. Von Navid Kermani



Foto Picture Alliance

Liebe deinen Feind: Demonstrantin und ukr